Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 165. Bromberg, den 17. August 1927.

Meta Gragert.

Roman von Minna Falk.

Es war früh warm das Jahr, all das Weiche und Streichelige lag in der Luft, das an und für sich schon einspinnt und sich auf die Wagenzunge legt, wenn es einen Entschluß gilt.

Wie eiserne Klumpen waren Meta die Füße, als sie endlich wieder stand, und sie wußte nicht, wie sie sie zum letztenmal bis zu Jasper Thaden tragen sollten.

Jasper tat aber sehr gleichmütig, rückte auf dem Bankbrett auf die Seite und tat, als seien Lebewohl und Gutentag Schwester und Bruder.

„Nun geht es denn erstmal nach Hamburg, Jasper", sagte sie. „All die vielen Steine dort!"

„Die Alster ist aber auch da", sagte Jasper tröstend.

„Ja," sagte Meta, „ich weiß. Da schwimmt lauter Spielzeug darauf herum. Ich fahre lieber mit den Krabbenfischern in die Nordsee."

„Das hast du ja gewußt, daß du den Strich Wasser von hier draußen nicht mitnehmen kannst. Das ist doch nicht anders, Meta; wenn einer Latein lernen will, muß er sich auch lateinische Stiebeln anziehen. Dat hölpt nich."

Meta sah ihren Freund ungewiß an. „Mir scheint, Jasper," sagte sie, „du hast deinen Spaß von meiner Fahrt in die Welt."

„Ach," sagte Jasper, „wenn es weiter nichts wäre! Spaß soll man doch haben von den Dingen."

„Wieso weiter nichts?"

„Na, ich glaub', du willst 'was ausbaldowern, wofür die andern Köpfe ein paar tausend Jahre nicht hingelangt haben."

„Spotten hättst ja schon früher können", sagte Meta. „Nun hast du es auf den allerletzten Rest ankommen lassen."

„Man soll keinem Menschen vor der Zeit den Appetit verderben," sagte Jasper. „Inzwischen hast du nun aber schon ganz nett eingehauen, und es kann gar nichts schaden, wenn nun auch mal ein Mittel für reinliche Verdauung dazwischenkommt. Darauf soll man immer Obacht geben. Manch einer hat sich schon übernommen, wenn der Tisch so vollstand."

„Was das angeht," sagte Meta, „so ist genug da, das rühre ich nicht an. Manchmal, wenn Pastor Cornels sprach, hörte ich gar nicht hin. Dann dachte ich bloß: Was hat die große Stube für ein schönes Viereck! Oder ich dachte: Musik ist gar nichts; wenn ein Mensch spricht, das ist das Allerschönste. Nur so hin, und es klingt schöner als der feinste Bogenstrich und das beste Waldhorn."

„Du hast Milch und Zwieback gekriegt", sagte Jaspar.

„Milch und Zwieback?"

„Ja", sagte Jasper. „Da hat einer 'n Teelöffel genommen und hat dir alles warm und süß von der Untertasse eingefüllt. Und es hat ihm ebensoviel Spaß gemacht, wie wenn eine Mutter ihrem Kinde die Brust gibt. Läuft auch auf dasselbe hinaus."

Das Blut war Meta höher gestiegen, als es konnte, ihr sprang Feuer aus den Augen.

„Immer man sachte", sagte Jasper. „Mit der Hitzigkeit kommt man bloß bis an den nächsten Eckstein. Und übrigens habe ich dein Blut nicht aufrühren wollen. Von Fleisch und Blut spreche ich jetzt überhaupt nicht, Meta, man bloß, es sieht auf der anderen Seite vom Zaun auch nicht viel anders aus. Es ist viel Lust dabei, das kannst du mir glauben."

„Ich mag das Wort nicht leiden," sagte Meta und stieß den Fuß vor sich her, daß Grapps erschreckt aufsprang, trotzdem er wohl fünf Schritt abseits lag und sich nach seinem ziemlich strammen Tagedienst nicht leicht aus der Ruhe bringen ließ.

„Da wird noch viel kommen, was du nicht leiden magst", sagte Jasper. „Ich wollte auch bloß 'mal leise den Finger aufheben, damit der Schreck nachher nicht so groß ist. 'n Flaschenkind kannst du ja nicht immer bleiben." —

Meta stieß den Fuß nicht mehr vor sich her. Sie legte sie beide übereinander und zog sie unter die Bank. Ganz sinnig und manierlich. Wozu denn aufbegehren! Hatte sie nicht selbst Angst genug, wenn sie daran dachte, daß auch eine Zeit kommen würde, wo sie unter vielen anderen sitzen und aufpassen und zuschnappen mußte. Und sagte sie sich nicht immer wieder, daß es für sie eine offene Fahrstraße gar nicht gab! Bloß die heimlichen Heckenwege gab es für sie, die sie sich selber ausfindig machen mußte und aus denen kein Mensch sie aufscheuchen durfte, wenn sie Frucht finden sollte. Er hatte schon recht, der Jasper; nun wußte sie, was er sagen wollte, und eigentlich hatte er ihr immer die Laterne getragen. Nun würde sie wohl im Dunkeln weitergehen müssen und sich braun und blau stoßen. —

Meta nahm des Alten Hand in ihre und weinte sie naß. — —

Solange Jasper Meta noch sehen konnte, ging er mit den Augen hinter ihr her.

Und Grapps winselte. Er war zwar nur ein Hund, aber er wußte ganz genau, um was es ging. Es schudderte ihm übers Fell. Was war das gewesen in den Händen der Meta! Was hatte ihr in den Fingerspitzen gesessen, als sie ihm durch die Haare bis auf die Haut faßte!

Und heidi war der Hund hinter dem Mädchen her. Jasper sah noch, wie sie im Gras über- und übereinander kugelten, und schließlich stand Grapps mit hängender Zunge wieder vor seinem Herrn.

„Leckertehn," sagte Jasper, „mag's ok gröne Seep?" Und damit nahm er sein Tier bei den Vorderpfoten, und Herr und Hund sahen sich so lange an, wie Mensch und Mensch es nicht aushalten können. —

•

Vater und Mutter schienen noch auf Nachbarschaft gegangen zu sein. Alles war still, als Meta ins Haus trat. Gesagt hatte Mutter nichts, und nachzusuchen hatte Meta keine Lust.

So ging sie ins Bett und zog sich die Decke über die Ohren. Sie hörte noch immer den Hund und hörte Jasper. Und das Gras hörte sie wachsen.

Und vor allem hörte sie ihr Blut sausen. Ihr Blut, ihr Blut! Dieser Feuerstrom, mit dem sie die schrecklichsten Nöte hatte letzthin. Was sollte damit werden, wo sollte das hinaus! In Hamburg konnte sie sich auf keinen Deich legen und von oben herunterkugeln, damit sie es gehörig durcheinanderschüttelte und wieder eine Zeitlang Ruhe hatte.

Meta warf die Decke von sich, warf ihr Nachthemd von sich und stellte sich mit ihrem wunderschönen weißen Mädchenkörper ans offene Fenster. — — —

„Meta!“ sagte da plötzlich die Mutter.

Da war Meta auch schon wieder unter der Decke. Auch den Kopf hatte sie mit weggesteckt.

„Hören wirst du mich wohl doch“, sagte ihre Mutter. „Ich konnte nicht schlafen. Die andern Drei haben unter ein eigenes Dach geheiratet, aber mit dir ist alles anders. Kein Mensch wird aus dir klug, Meta, und nun gehst du so allein unter fremde Leute. Ich kann und kann nicht darüber zurechtkommen.“

Unter der Decke keine Bewegung.

„Manchmal ist es mir, als ob du überhaupt gar nicht zu uns gehörst“, fuhr Johanna Gragert fort. „Du warst kaum noch unter Dach zu finden, und bei dem alten Thaden herumzusitzen war dir wichtiger, als noch mal zu deinen Schwestern zu fahren; was soll man dazu sagen!“

„Wenn meine Schwestern ihre Kinder kriegen, ist es auch nicht ganz viel anders, als wenn Jaspers Schafe ihre Lämmer werfen. Sie lassen sie einfach laufen, wenn sie so weit sind. Ich weiß nicht, wie sich das tut unter Geschwistern, ich bin noch mit keinem Fuß auf einen Steg gekommen. Höchstens Hanne trifft mal ins Gesicht, wenn sie einen ansieht.“ Meta hatte ihren Kopf unter der Decke hervorgezogen und sah ihre Mutter an.

Frau Gragert zitterte vor Erregung. Sie faßte ihre Tochter an der Schulter und rüttelte sie. „Du, geh auch nicht zu weit!“ sagte sie. „Was hast du für einen losen Mund! Ich weiß nicht, wo du hergekommen bist!“

„Wo ich hergekommen bin, weiß ich auch nicht“, sagte Meta traurig. „Aber sonst sei man weiter nicht böse, Mutter, du hast mich nun ja einmal. Hinterher ist nichts zu machen, als sich abzufinden.“

Johanna Gragert liefen die Tränen über die Backen. Sie zog das große Mädchen an sich. „Und gerade an dir muß mir das Herz am meisten hängen“, sagte sie. „Wenn du weg bist, ist alles leer und aus. So ist es mit den drei Andern lange, lange nicht gewesen. Ich sollte es dir nicht sagen, aber ich kann es nicht zurückhalten, es brennt mir auf der Zunge. Kind sollte Kind sein, und doch macht man noch einen Unterschied als Mutter.“

Meta lag wie ein Klotz.

Jahanna hätte schreien mögen, so weh tat es ihr in der Brust. Sie wartete wie im Fieber, daß die jungen, starken Arme sich um sie schlagen möchten. Aber sie wartete vergebens.

Schließlich stand sie auf, ließ die Tochter sachte gleiten und deckte sie zu. „Gute Nacht, Meta“, sagte sie und hatte die Vorstellung, als seien ihr die Füße mit großen Kreuznägeln an die Bohlen geschlagen.

„Gute Nacht, Mutter!“ —

Meta lag noch lange und quälte sich, daß sie nicht zu Muttern gekonnt hatte. Es war kein bißchen Bockigkeit oder Aufsässigkeit in ihr gewesen. Einfach hatte sich kein Wort und kein Weh mehr in ihr gerührt. Wir sind auch wie die Watten, dachte sie, die Flut kommt und geht, und dann ist die Ebbe da und man liegt trocken. —

Bei Pastors saß Meta den letzten Nachmittag noch mit am Festtisch im Garten. Frau Mathilde hatte darauf bestanden, daß sie den selbstgebackenen Kranzkuchen schmecken sollte. „Das trifft sich so leicht nicht wieder“, sagte sie, „mein Mann hat gerade heute seinen Geburtstag. Eben haben wir von Ihnen gesprochen. Nun haben wir Sie zum erstenmal gemütlich zwischen uns, und der Tisch ist gleich ein bißchen festlich dabei.“

„Ja“, sagte Meta, „festlich ist es“. Und sie gab Albrecht die Hand und vergaß den Glückwunsch auszusprechen, der ihr um so tiefer für ihn im Herzen saß.

„Hätte es nicht oftmals so sein können,“ sagte Mathilde, „daß wir hier miteinander in unserm schönen Pfarrgarten saßen? Warum haben Sie sich immer dagegen gesträubt, Meta?“

„Ich hatte eine Scheu“, sagte Meta leise.

„Die ging dann gegen mich“, sagte Mathilde und holte sich den zaghaften Mädchenblick liebevoll in ihren. „Mit meinem Mann waren Sie doch alle Tage zusammen.“

Meta wurde feuerrot. Sie sah die Frau ihres Lehrers aber voll an. So sah sie sie an, als riefe sie aus: Wie schön sind Menschenaugen! Und dann sagte sie offen, als könnte sie mehr nehmen, als ihr geboten würde: „Ich kann nämlich nicht Maß halten.“

Mathilde fühlte sich seltsam erfaßt und bewegt. Sie nahm den glühenden Kopf zwischen ihre beiden kühlen Hände. „Kind,“ sagte sie, „Sie werden es schwer haben da draußen.“

Da zeigte Meta wieder fröhlich ihr starkes weißes Gebiß „Aber ich kann ins Zaumzeug beißen“, sagte sie. —

Der Pastor hatte schweigend dagesessen. Er hatte eine lange Tonpfeife, aber er rauchte kalt. „Mein Kleines“, sagte er jetzt und hob sich sein Kind auf den Schoß. Das Bürschlein war über den Rasen herangetrippelt gekommen und sah nun strahlend auf Meta. „Mea!“ sagte es und breitete seine Arme nach Meta aus.

„Der kleine Mann hätte oft genug gern am Unterricht teilgenommen“, lachte Mathilde. „Er ist gar so närrisch auf meinen Mann, und auch Sie scheint er ins Herz geschlossen zu haben, Meta. So sehen Sie doch nur an, wie er zappelt!“

„Ich weiß nicht recht“, sagte Meta. „Er tut wohl so, aber er hält immer Abstand. Und es ist auch besser so. Auf einmal drückte ich zu fest zu. Vielleicht schätzt er mich ganz recht ein. Kinder haben es in sich.“

Und possierlich war es in der Tat, wie der kleine Junge sich behutsam um den Tisch schlich, als er sich unbeobachtet wähnte, schnell einmal mit dem Zeigefinger gegen Meta tippte und schleunigst wieder kehrtmachte wie nach einer Heldentat.

Seine Eltern lachten hell auf.

Meta aber sah aus, als säße sie allein am Tisch und sähe nichts als das Kind. „Nun kommt es mir vor, als wollte ich auf die Beine studieren und meinte den Kopf“, sagte sie und schien sich an ihrer eignen Stimme zu erschrecken. — — — — — — — —

*

„Was ist sie doch für ein wunderliches Wesen“, sagte Mathilde, nachdem die Gartenpforte sich schon eine Weile geschlossen hatte. „Plötzlich versinkt sie und scheint nur noch mit sich allein zu sein. Das arme Mädchen vergrübelt sich und kommt um seine besten Jahre.“

Albrecht sagte nichts. Er nahm nur die Hand seiner Frau in seine Hand, und es war Mathilde, als schlüge ihr ein fremder Puls ins Blut. Sie ließ sich aber gar nichts merken, strömte Ruhe aus und hörte auf die Amsel, die sich über ihnen in der Eiche hören ließ.

Dann mußte sie laut lachen, als der Junge hell aufjauchzte Er spielte in einer entfernten Ecke des Gartens mit einem halbwüchsigen Mädchen in einem angefahrenen Haufen Sand, hatte sich Formen aller Art aufbauen lassen und schlug den ganzen Konditorladen dann in hellem Jubel zusammen.

Albrecht schien es nicht zu gewahren. Sein Gesicht war von tiefem Ernst. Und als es wieder still geworden war, sah er seine Frau an und sagte: „So wie du die Beichte abhören kannst, kann es kein Mensch, Mathilde.“

„Auf Vertrauen gegen Vertrauen haben wir unsere Hände ja ineinander gelegt“, sagte seine Frau einfach.

Der Pastor drückte die Hand, die schon ein wenig hart war von Gartenarbeit, heftig.

„Ich kann es auch verstehen, daß dir deine Schülerin hart abgeht“, sagte Mathilde. „Ein Schatzgräber bist du ohnehin, und dieses Mädchen ist wie eine unerschöpfliche Fundgrube. Ich müßte ja ganz ohne Verständnis für solche Wechselseitigkeit sein, Albrecht, wenn ich nicht nachempfinden könnte, was dieses Aufhören nun heißt.“

Albrecht Cornels sah in die beiden Augen, die ihm einst allen Frieden wiedergegeben hatten, und fand den ganzen Reichtum noch beieinander. Er legte den Arm um seine Frau.

Und Mathilde empfand die tiefe Zärtlichkeit, mit der es geschah, beseligend. Sie wußte nichts von der Torheit der Eifersucht. Sie wußte nur von der Lindheit, mit der man Wunden heilt, und daß man sich aus der Ehe einen Garten machen soll und keine Strafanstalt. Daß sie kein Paradies sein konnte, hatte sie vorher gewußt.

Frau Pastor Cornels war vor ihrer Verheiratung Johanniterschwester gewesen und hatte niemals Gebrauch gemacht von den Freiheiten, die der Orden zuläßt. Ohne Unterbrechung hatte sie Jahre lang strammen Dienst getan. Und leicht war es ihr nicht geworden, ihren Beruf aufzugeben, denn es saß ihr im Blut und im Wesen, Trost zu geben und bereit zu sein.

Albrecht Cornels hatte sie sofort erkannt. Als er sich in den ersten Kriegswochen 1914 einen Schuß in die rechte Schulter wegholte und in ein Feldlazarett kam, sagte er zu Schwester Mathilde, die ihn pflegte: „Man braucht nur Ihre Hände anzusehen, Schwester Mathilde, dann fühlt man sich schon geborgen. Hände waren mir immer wichtig, und ich habe die Menschen stets ein wenig nach ihnen beurteilt, daß sie aber so viel Güte ausdrücken können, wie die Ihren es tun, das habe ich nicht für möglich gehalten.“

Mathilde hatte ihm lächelnd zugehört und sich weder gegen seine Worte gewehrt, noch hatte sie sie wie ein Geschenk hingenommen. Sie hatte gesagt: „Dann bin ich meinem Herrgott aber viel Dank schuldig für meine Hände.“ —

Einen Tag vor seiner Entlassung aus dem Lazarett hatte Albrecht diese Hände dann festgehalten: „Der Oberstabsarzt sagt, ich sei nun so weit hergestellt, daß er mich auf Heimaturlaub entlassen könne. Gesund kann ich aber nur wieder werden, wenn Sie sich entschließen können, ganz mir anzugehören, Schwester Mathilde. Ihre lieben Hände haben nicht nur mein Blut gestillt, sie haben sich auch über das Grauen gebreitet, das ich mir von da draußen mit hereingebracht habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Erntefeste.

Von Professor W. A. Hammer.

Schon bei den Germanen gab es ebenso wie bei andern Völkern der Vorzeit besondere Sommer- und Herbstfeste, die der Ernte galten. Als Zeitpunkte hierfür kamen von altersher die Monate August, September und Oktober, letzterer wegen der Weinlese, in Betracht; diese werden daher auch Ernte-, Herbst- und Weinmonat genannt. Keinem Zweifel unterliegt es, daß sich das gutdeutsche Wort „Herbst" von dem altgermanischen Hertha- oder Hearfest ableiten läßt.

Die Ähre war von jeher, selbst nach biblischer Anschauung — man denke an Adams Vertreibung aus dem Paradiese — das Symbol der Ernte. Die Kornähre, besonders eine doppelte, bedeutete Sieg und Frieden und galt als bewährtes Schutzmittel gegen Blitzschlag. Viel trug dazu bei der altgermanische Götterglaube: Wie es in einem faröischen Volkslied heißt, ließ Odin in einer Nacht eigens ein Kornfeld wachsen, um einen Knaben darin vor dem Riesen zu verbergen. In nördlichen Gegenden erinnern noch manche Volksbräuche an Fro oder Freyr, den Gott, dessen Minne man ehemals um Frieden und Fruchtbarkeit trank und zwar vor allem im Sommer, da ihm als Schutzherrn alles Wachstums besondere Ehrungen zuteil wurden. Man glaubte Freyrs Schiff Skidhbladnir und seinen goldborstigen Eber Gullinborsti in den Naturbildern der Wolken zu sehen, auf denen die Sonnenstrahlen über den weiten Himmel ziehen, und suchte sich so den wohltätigen Wechsel von Regen und Sonnenschein zu erklären. Freyr galt das Fest zur Sonnenwende, das heute im kirchlichen Sinne als Johannistag und Fronleichnamsfeier begangen wird. In den meisten deutschen Gegenden sind diese Festtage eine Vorfeier der Ernte, die je nach der klimatischen Lage in den August oder September fällt. Die Ähnlichkeit der damit verbundenen Gebräuche läßt aber auf einen gemeinsamen Ursprung in altheidnischen Zeiten schließen. Zu den alten Wahrzeichen gehören besonders Erntekranz und Erntekrone, die, aus allerhand Früchten hergestellt und mit Blumen reich verziert, von einem Mädchen dem Hausherrn überreicht werden. Mancherorts tut es ein Kind, anderswo eine blühende Jungfrau oder selbst eine Frau. Vereinzelt findet man die Bezeichnung „Ernteganz" für diese Würde. Sehr oft läßt man auch die letzte Garbe als Puppe in Menschengestalt auf dem Felde stehen. Auch pflegt man, bevor das letzte Getreide eingefahren ist, Birken-, Buchen- oder Weidenzweige mit allerhand Flitter zu versehen und in den abgemähten Acker zu stecken. Sie müssen dann von Mädchen aus dem Boden gezogen und in festlichem Zuge heimgebracht werden. In nördlichen Landstrichen „Harkelmai", in südlichen „Glückshämpfele" oder „Glückshandvoll" genannt, werden diese Erntezeichen im Hause hinter dem Kruzifix bis zum nächsten Sommer aufbewahrt und als Schutzmittel gegen allerhand Unheil betrachtet.

All diesen Volksbräuchen zur Erntefeier liegt der Wunsch zugrunde, daß auch die weiteren Ernten gut seien. Wenn man häufig die letzten Halme (oder die letzte Garbe) auf dem Felde stehen läßt, so entspringt dies der althergebrachten Vorstellung vom „Geist des Wachstums", der auch ferner fruchtbar wirken möge. — In manchen Gegenden, z. B. in Schlesien, denkt man sich den Geist des Erntesegens als alten Mann, die Garbe, die ihn darstellt, wird nicht selten gedroschen und gemahlen, ja aus dem so erhaltenen Mehl backt man sogar Brot, dem eine besondere Heilkraft innewohnen soll. Diesem Geiste wurde im Volksmunde oft auch der Name von Tieren gegeben, so z. B. nannte man ihn Erntegänschen oder Erntehahn, auch Habergeiß, Hase, Kater, Kornbock, Gersten- oder Kornmockel, Kornpoppel, Roggenwolf oder Roggenhund, schließlich auch Weizensau. In Verbindung mit dem Erntehahn findet mancherorts auch das Hahnenschlagen mit Tanz in der Scheune statt. Während es da bei der Musik der Bratengeiger stets lustig zugeht, sitzt der Hahn hoch oben auf einer Stange mitten in der Scheune. Beim Herumtanzen hält ein Mädchen seinen Tänzer hoch, damit er ein Wasserglas, das auf einem losen Gestell steht, umstoße. Nach dreimaligem Gelingen wird der Hahn dem Paare zugesprochen, geschlachtet, zubereitet und verzehrt. In manchen deutschen Landen werden für das Erntefest besondere Hähne gemästet und dann als Festbraten genossen. Warum wohl gerade der Hahn? Weil er dem Bauern als das Sinnbild der Zeugungskraft gilt. — Zu den Ernteschlußfesten gehört auch die sogenannte „Sichelhenke", so bezeichnet, weil die Sichel von jenem Tage an nicht mehr gebraucht, sondern aufgehängt wird.

Die Kirche hat im allgemeinen die alten Erntebräuche bestehen lassen; namentlich am Laurentiustage und zu Mariä Himmelfahrt läßt sich das beobachten. Noch deutlicher haben die alten deutschen Erntefeste ihre Spuren im weit verbreiteten Kirchweihfest hinterlassen, das auch Kirmes, Kirtag oder Kerve heißt und zu verschiedenen Zeiten gefeiert wird. Sicherlich verdanken ferner das Martinsfest (11. November), der Michelstag (29. September) und selbst Sankt Narzissus (29. Oktober) die mit ihnen verknüpften Volksbräuche altheidnischen Erntefesten, obwohl sie zum Teil nicht mehr in die Zeit der Ernte fallen. Ihre besondere Bedeutung hatte in vielen deutschen Gegenden schon in vorchristlicher Zeit die Weinlese. Ähren und Trauben galten von jeher gemeinsam als Symbole des Erntesegens, gleichzeitig auch der Kirche als Sinnbilder des Fleisches und Blutes beim heiligen Abendmahl. Sie sind daher auch auf kirchlichen Gefäßen dargestellt. Im übrigen zeigt das kirchliche Narzissusfest viel Ähnlichkeit mit der Dionysos-Bacchus-Feier der alten Griechen und Römer, aber auch mit den altgermanischen Erntefesten. Feierte man doch vor allem da wie dort den Gott des Weines nicht nur mit Opfern, sondern auch mit Umzügen, Gelagen und Tanz; auch ließ man es dabei an erhebender und berauschender Musik nicht fehlen.

10000 Mark geschenkt!

Ferienerlebnis zweier Kopenhagener in Hamburg.

Den Mädchen von St. Pauli in Hamburg, wo man sich zu Kurzweil zu treffen pflegt, ist auch der Humor nicht ganz fremd, wie ein Erlebnis aus den jüngsten Tagen zeigt. Da hat es eins der gefälligen Mädchen fertiggebracht, nach vergnügten Stunden zwei jungen Ausländern einen Bären aufzubinden, der nicht von schlechter Herkunft war. Der wie eine Federflocke in die leichte Luft von St. Pauli geblasene Ulk aber hatte ein sehr tragikomisches Nachspiel, dessen Szenen gekennzeichnet sind durch eine abenteuerliche Autofahrt von Hamburg bis Kopenhagen, Aufregung amtlicher Sicherheitskoeffizienten, eine Jagd nach „Verbrechern" mit Telegraph und Radio, eine Verhaftung in der dänischen Hauptstadt und zwei im Verhör vor dem Untersuchungsrichter geknickte Sünder.

Doch berichten wir stufenweise!

Eines schönen Vormittags kam ein flotter junger Mann in eine Bank in dem Örtchen Tandslet bei Sonderburg in Nordschleswig mit dem feudalen Wunsch, einen deutschen 10 000-Mark-Schein gewechselt zu erhalten. Der gutgläubige Bankbeamte hielt den Schein, der dick und deutlich die „10 000 Mark" herwies, für echt, sah den Tageskurs nach und zählte 8860 gute dänische Kronen auf den Wechseltisch. Mit einigen Blicken noch konnte er das Automobil erhaschen, in dem der glückliche junge Mann mit dem vielen dänischen Geld und ein Begleiter Platz nahmen, es hupte, und fort war der Vormittagsbesuch.

Er wird nicht sehr beschäftigt gewesen sein, der Bankbeamte, und so kam es, daß er bald darauf entdeckte, daß er einen ungültigen 10 000-Mark-Lappen aus der tollen Inflationszeit gewechselt hatte. Da war die Bank in Not! Sofort wurde die Polizei benachrichtigt, und die Jagd nach den Falschgeldwechslern begann. Dabei leistete die dem Bankbeamten verbliebene Erinnerung, daß es sich um einen Morris-Wagen gehandelt hatte, gute Dienste. Die Polizei fragte an der dänisch-deutschen Grenze, welche die beiden Verfolgten sehr wahrscheinlich tags zuvor passiert haben mußten, an, ob ein solcher Wagen die Automobilschranke passiert habe — und siehe da, es war der Morris-Wagen K 11 337, geführt von einem 25jährigen jungen Mann, der sich als Vertreter Wigant Moritz Bolwig aus Kopenhagen ausgab. „K" wies auf Kopenhagen als Registrierort hin.

Stracks wurde die Kriminalpolizei in Kopenhagen alarmiert, die sich auch des Radios bediente und durch die Kopenhagener Sendestation einen Steckbrief an die Radiohörer verbreiten ließ. Ferner wurden eilig alle Kopenhagener Polizeibeamten durch das Straßentelephon unterrichtet. Es dauerte nicht lange, da klingelte ein Polizeibeamter von Vesterbro nach dem Polizeipräsidium, daß das ominöse Auto K 11 337 den Vesterbro-Platz in Richtung Stadtinneres passiert habe. Ein von Svendsgades Polizeistation auf die Suche gesandtes Automobil hatte kein Glück. Doch ein Wachtmeister, der mit einem Kameraden auf dem Motorrad davonstürmte, entdeckte das Automobil, frisch angekommen, im „Autopark". Die beiden jungen Männer waren kaum im Begriff, auszusteigen, als schon die freundliche Einladung an sie erging, mit zur Polizei zu kommen. Im Grundverhör vor dem Stadtgericht stellte sich heraus, daß Bolwigs Passagier und Freund ein alter Bekannter der Polizei war, ein 31jähriger Claudius Kofoed-Jensen, den man schon einmal 8 Monate in einer staatlichen Zwangspension zu bessern versucht hatte.

Beide behaupteten, sie hätten geglaubt, der deutsche Geldschein sei echt, und über seine Herkunft erzählten sie

eine seltsame abenteuerliche Geschichte von St. Pauli in Hamburg, der großen weltbunten Stadt, der sie, wie so viele Dänen, auf einer im Automobil Bolwigs unternommenen Ferientour einen Besuch abgestattet hatten. Abends hatten sie in einem Lokal auf St. Pauli die Bekanntschaft mit einer feschen Dame gemacht, die sich Mary nannte. Man lebte an dem Abend und in der anhängenden Nacht nach der Maxime „Aus dem einen Restaurant in das andere Restaurant" und war, wie man versicherte, sehr vergnügt. Einmal allerdings flog ein Schatten über die Seele, und da fiel das verstimmende Wort, daß man nun bald nach Kopenhagen zurück müsse, damit nicht die letzte Krone in Hamburg draufgehe.

Da aber wurde Mary großzügig, sie ließ durchblicken, daß Geld bei ihr Nebensache sei, und, Splendidität dito erwidernd, steckte sie Bolwig einen zusammengelegten Geldschein zu mit den teuern Worten: „Den sollst du haben als Erinnerung an mich!" Bolwig machte sich, wie er im Verhör erzählte, weiter keine Gedanken über die Betragshöhe der noblen Geste Marys, sondern ließ den Schein lässig in eine seiner Taschen gleiten. Kurz darauf brachte er und sein Freund Mary nach Hause, die angeblich in einem vornehmen Hamburger Villenviertel wohnen soll. Straßenname ist freilich unbekannt geblieben —, aber Mary hatte sich doch die Adresse geben lassen und versprochen, zu schreiben!

In ihrem Hotelzimmer nun sahen sich die zwei Kopenhagener das „Andenken" von Mary näher an, und sie erlebten eine große, große Freude. Denn das war ja nicht mehr und nicht weniger als ein 10 000-Mark-Schein! Ihr Geld war knapp geworden, und sie konnten vor Freude über den gänzlich unverhofften Vermögenszuwachs kaum in den Schlaf kommen. Der vernehmende Richter freilich zeigte sich nicht so gutgläubig wie die zwei St. Pauli-Gänger, und er stellte die kritische Frage, ob sie denn wirklich geglaubt hätten, daß der Schein echt sei. Worauf Bolwig beteuerte, das sei selbstverständlich, sonst hätte er ihn nicht gewechselt; man habe ja doch auch an die Vornehmheit und den Reichtum der Dame geglaubt, die erzählt habe, ihr Heim sei riesig prachtvoll.

Bolwig meinte, nun, wo er verhört sei, könne er heimgehen, seine Ferien seien abgelaufen, und er müsse zu seiner Firma. Doch weil es negativ um 10 000 deutsche Mark und positiv um 8860 dänische Kronen geht und die ganze Geschichte kriminell duftet, so spielte selbst das Ferienende keine Rolle, und die beiden Kopenhagener wurden nach Sonderburg zum Polizeimeister gebracht, welcher der Sache bis in alle Einzelheiten nachgehen soll.

Während die Mary von St. Pauli, jene holde Fee, sich eins lachen wird über ihre „Splendidität" mit dem ungültigen 10 000-Mark-Schein, ist für die zwei Kopenhagener auf das Ferienvergnügen ein scheußlicher Katzenjammer gefolgt.

Schlager.

Die Berliner Skala, Deutschlands größtes Varieté, hat im August allabendlich einen großen Moment: da hebt sich der Vorhang, auf der Bühne sitzt ein großes Orchester und an das Pult tritt ein schon etwas ergrauter Herr im tadellos sitzenden Smoking. Und dirigiert Melodien, seine Melodien, Schlager, seine Schlager! Jean Gilbert führt uns sein Lebenswerk vor, und das Publikum ist dankbar dafür, daß es diese Melodien, die wir alle gepfiffen, nach denen wir alle getanzt haben, wie in einem bunten Film vor sich abrollen hört. Von dem Dreigestirn Lehár — Fall — Gilbert war er der einfallreichste. Lehár hat rassigere Musik geschrieben, der verstorbene Leo Fall vielleicht die wertvollere, aber keiner war so schmissig und einschmeichelnd melodiös wie Jakob Winterfeld, der sich Jean Gilbert nennt. Und keiner war so fruchtbar. In 30 Jahren hat er genau 50 Operetten geschrieben. Und keine war ein Mißerfolg! Von der „Keuschen Susanne" bis zu den modernsten, die heute noch über alle Bühnen gehen.

Da steht er nun und dirigiert, und man hört die tausend (es sind wirklich bald so viele!) Schlager, die uns schon vor vielen Jahren in den Ohren geklungen haben. „Ach, wenn das der Petrus wüßte", „Puppchen, du bist mein Augenstern", „Kleine Mädchen müssen schlafen gehn", „Schlösser, die im Monde liegen", „Daß mich die Weiber so gerne ha'n, wer kann dafür?", „Der Trompeter, der bläst Trara — Trara", dann das wunderbare „Samum", das Giampietro noch gesungen hat. Interessant ist es, das Publikum zu beobachten. Die Gesichter lächeln, die Augen leuchten verklärt, auf allen Mienen liest man das stumme: Jaja, das war damals, als es noch so schön war! Alte Leute, die mit diesen Melodien gewissermaßen groß geworden sind, klatschen im Takt mit den Händen und freuen sich, weil man ja sonst die alten Lieder heute kaum noch zu hören bekommt . . .

Zum Schluß setzt sich Gilbert an den Flügel und spielt mit Orchesterbegleitung das entzückend instrumentierte „In der Nacht", dem höchstens noch Lehárs „Witwenwalzer" und Leo Falls „Das sind die Dollarprinzessen" an die Seite zu setzen sind. Es ist etwas Sonderbares mit diesen Schlagern, man glaubt, sie werden von den Komponisten gemacht, aber in Wirklichkeit entscheidet erst das Publikum darüber, was ein Schlager werden soll und was nicht. Wie oft ist es schon vorgekommen, daß die Massen gerade von den Melodien, welche der Komponist für seine schönsten hielt, keine einzige je gepfiffen haben, und andere, die er eigentlich nur so nebenbei eingeflochten hatte, zu Schlagern erhoben. Ein klassisches Beispiel: Als vor 20 Jahren eine bekannte Operette aus der Taufe gehoben werden sollte, hatte der Komponist zur Generalprobe eine Reihe von Freunden eingeladen, die nachher alle einstimmig ihr Urteil abgaben: Die Schlußmelodie im zweiten Akt wird der große Schlager des Jahrhunderts, aber das Tanzduett muß gestrichen werden, das ist zu dumm! Aus irgendeinem nebensächlichen Grunde wurde das Duett nicht gestrichen. Der große Schlager ging klanglos vorüber, aber das Tanzduett entschied den Erfolg der Operette, es war die Melodie: „Fräulein, könn'n Se links 'rum tanzen?" U. E.

Bunte Chronik

* **Ein neuer Tanz.** Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, hat der britische Reichstanzlehrerverband kürzlich einen neuen Tanz, den „Yale", in London eingeführt. Er wird als „amerikanischer Tanz ohne Verdrehungen" beschrieben. Der „Yale" wird nach der Musik des hinlänglich bekannten „Blues" getanzt und enthält sowohl dem Tango entnommene Schritte wie auch einige der weniger grotesken Bewegungen des „Black Bottom". Ein Ausschlagen mit den Beinen gibt es nicht, die Bewegungen sollen überhaupt durchaus schicklich sein. — Ein Zuschauer, der allerdings Nichttänzer ist, so daß sein Urteil als unmaßgebend angesprochen werden kann, meinte, der neue Tanz sehe aus, „als ob zwei Personen nach verschiedenen Seiten ins Rutschen kämen und sich dabei gegenseitig wieder auf die Beine helfen wollten". — Da darf man ja gespannt sein!

*

* **Unbekannte Dörfer in Sibirien.** Die Chatilow-Expedition, die in Sibirien an einem kleinen Nebenflusse des Ob in der Gegend von Surgut Forschungen anstellt, entdeckte bei dieser Gelegenheit sieben Ortschaften, von deren Vorhandensein niemand auch nur die leiseste Ahnung gehabt hatte. Unter den 1500 Einwohnern gab es nur zwei, die lesen und schreiben konnten, und weder vom Weltkriege noch von der Sowjetherrschaft war irgend eine Nachricht in diese Einsamkeit gedrungen. — Die Bewohner der sieben Dörfer zerfallen in vier Sippen und sind durchweg Heiden. Sie bringen den „Kustaris", d. h. Geistern von Flüssen, Bergen und heiligen Bäumen, Opfer in Gestalt von Tierfellen und Gebrauchsgegenständen. Wie sie erklärten, legen sie nicht den geringsten Wert darauf, zur Zivilisation in nähere Beziehungen zu treten, der sie von vornherein ein unbegrenztes Mißtrauen entgegen zu bringen scheinen. Man kann dies verstehen, wenn man erfährt, daß die die Expedition begleitenden Sowjetbeamten nichts Eiligeres zu tun hatten, als für die neuen Mitbürger . . . Steuerlisten anzulegen.

Lustige Rundschau

* **Geflügel!** Heinrich Heine erhielt einmal in einem Gasthaus eine Suppe vorgesetzt, in die eine Fliege gefallen war. „Suppe mit Geflügel habe ich nicht bestellt," sagte der Dichter und gab die Suppe zurück.

*

* **Kampfmotive.** Es war zur Zeit Napoleons. Da sagte einmal ein französischer Soldat verächtlich zu einem Österreicher: „Wir kämpfen für die Ehre, aber ihr fürs Geld!" Gelassen gab der Österreicher zurück: „Jeder ficht halt für das, was ihm fehlt!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.